Eine Rundfahrt per Jacht um die Metropole

Die Freiheitsstatue auf Bedloes Island. **Auf einer Sightseeing Jacht.** **Die Wolkenkratzer-Burg an der Battery.**

New York — das eigentliche New York — liegt auf einer Insel: Manhattan Island. Eigentlich ist die Bezeichnung „Manhattan Island" Pleonasmus, denn Manhattan (von Munnoh abgeleitet) ist die indianische Bezeichnung für Insel. Wenn auch der Florentiner Verrazano zuerst (1524) die New York Bai entdeckt haben soll, so war es doch Hendrik Hudson, der 1609 die erste zuverlässige Mittheilung von dem mächtigen Strom, der heute noch seinen Namen trägt, und von den Inseln in der Mündung des Flusses nach Europa brachte. Peter Minuit, der im Jahre 1626 als Generaldirektor der Westindien Company hierhergeschickt wurde, kaufte den Indianern die Manhattan-Insel für Glasperlen, Knöpfe und anderen Tand, der insgesammt einen Werth von vierundzwanzig Gulden hatte, ab und die naiven Rothhäute glaubten dabei noch einen vortheilhaften Handel abgeschlossen zu haben, was insofern auch richtig war, als man ihnen später das Land ohne jegliche Entschädigung wegnahm.

Manhattan war damals eine waldige Insel mit sumpfigen Küsten und Hügeln, auf denen Eichen und Hickory wuchsen. Dort, wo sich jetzt Canal Street quer durch die untere Stadt erstreckt, lagen Marschen und Teiche, die bei Fluth einen Wasserarm vom Nord- bis zum Ost-River bildeten. Wölfe, Panther, Rothwild war auf der Insel zahlreich zu finden und selbst Bären waren keine Seltenheit.

Aus dieser Wildnis hat sich in dreihundert Jahren die stolze Metropole entwickelt, die heute mit fast 5½ Millionen Einwohner die größte Stadt der Welt ist. Wer den vollen Eindruck der Schönheit dieser großartigen Inselstadt auf sich wirken lassen will, kann dies nicht durch eine Rundfahrt durch die Hauptstraßen der Stadt erreichen, der muß auf einer der zu Gebote stehenden Yachten eine Rundfahrt um die Stadt machen — ein Vergnügen und eine Instruktion, die viel mehr von den Fremden als von den New Yorkern gesucht werden.

Durch den East River geht diese Fahrt, unter den vier Riesenbrücken hindurch, an Hell Gate vorbei, nach dem Harlem River, dessen geschäftiges Treiben bald von einer malerischen Idylle abgelöst wird; bei dem Eintritt in den Hudson River bei Spuyten Duyvel überrascht uns das heroische Palisadenbild durch seinen gewaltigen Eindruck und dann ziehen wir an den stolzen Palästen naturliebender Millionäre vorbei stromabwärts; es folgt die stolze Apartementsektion am Riverside Drive, die Lagerhäuser, die Fabriken und die Geschäftshäuser, bis wir an der Südspitze der Insel die Steinburg der Wolkenkratzer begrüßen. Es giebt kaum ein eindrucksvolleres Moving Picture, als dieses unvergleichliche Panorama New Yorks, das in fast dreistündiger Fahrt in wechselnden Bildern an uns vorüberzieht und den Charakter der Stadt in seinen verschiedenen Schattirungen zeigt.

An der Battery hat man zunächst einen freien Ausblick auf den New Yorker Hafen, wo die vier Inseln, Governors, Bedloe, Ellis und Staten Island, als kostbare Perlen in dem schwarzgrünen Wogengürtel der Nova Yorkia glänzen. Governors Island, die Insel der Macht, der Sitz der Armeebehörde des Ostdepartements; Staten Island, die Insel der Pracht, ein Juwel, das nie voll gewürdigt wurde; Bedloe Island, die Insel der Freiheit, die dort in mächtiger Bronzegestalt versinnbildlicht ist; Ellis Island, die Insel der Sklaverei, wo die Thoren die Thore des Landes mit oft überflüssigem, überschüssigem Eifer bewachen. Das ist gewissermaßen nur das Vorspiel der Rundfahrt, ein Vorspiel, das den Schaulustigen in die rechte Stimmung versetzt: kein schöneres Bild giebt es auf der Welt, als den herrlichen Hafen New Yorks, der prächtige Naturbilder und mächtige Handelsszenen harmonisch vereint.

Auf einer der schmucken kleinen Jachten sitzt man nun bequem wie in einem Theater und labt sich an den wechselnden Bildern, während man gleichzeitig die kühlende, stärkende Salzluft athmet und stundenlang über den mannigfachen Eindrücken alle kleinlichen Alltagsplackereien vergißt.

An der Battery gleitet die Jacht vorüber und wir werfen durch die verschiedenen Straßen einen Blick in das hastende Treiben des Geschäftstheiles der Metropole. Im Hintergrund reiht sich Wolkenkratzer an Wolkenkratzer und einer von Riesen gebauten Wolkenburg gleich thürmen sich die Kolosse auf: die feste Burg des Großkapitals. Ein Maler hat einmal aus diesen Riesenhäusern eine neuartige Mauerkrone für die Königin des Ostens konstruirt und vom Flusse aus sieht dieses Gewirr von Riesenbauten thatsächlich wie ein vielzackiges Diadem aus, mit dem Menschenhände das Haupt der Königin gekrönt haben. Schade nur, daß die geschmacklose Uferfront den erhabenen Eindruck stört; es ist indessen mit einiger Sicherheit zu erwarten, daß diesem Schaden in absehbarer Zeit, wenn sich der Schönheitssinn des New Yorkers voll entwickelt hat, abgeholfen wird.

Jugend.

Skizze von **Käthe Lasker.**

Sie war kaum achtzehn Jahre alt, das lichtige, weltfremde Provinzmädelchen — und er war reichlich zwanzig Jahre älter — Regierungsrath und sehr vermögend — und er spielte mit dem Gedanken, sie zu seiner Frau zu machen.

Wenn er Morgens in dem blendenden Frühsonnenglanz in den ländlichen Garten trat und sie ihm erfreut entgegenlachte, erschien ihm sein Plan lächerlich und abgeschmackt. Er, ein reifer Mann an der Schwelle der Vierzig, der die Höhen und Tiefen des Lebens kannte — und sie, ein Kind, ahnungslos und unerfahren, vor dem das Leben wie ein geheimnisvoller Zaubergarten lag! Aber Abends, wenn sie neben ihm im Strandkorbe saß und ihre klaren Augen in andächtigem Entzücken dem versinkenden Feuerball der Sonne folgten, wenn ihre Brust, die noch kein Sturm durchtobte, in ruhevollem Athem sich hob und senkte, dann war er fest entschlossen, dieses frische, junge Leben unlöslich mit dem seinen zu verbinden.

Ihre helle Mädchenstimme klang ihm wie Musik, ihre Unterhaltung erschien ihm fesselnder als das schöngeistige Geplauder, das gewagte Flirten der eleganten Frauen, von denen er sich schweren Herzens getrennt, als sein Freund und ärztlicher Berather ihm den Aufenthalt in dem primitiven Fischerdörfchen empfahl.

Sie hatte ihn ehrlich bedauert, als er ihr von seinen „angegriffenen Nerven" erzählte.

„Oh, krank sein ist schrecklich!" hatte sie voller Mitleid gesagt. „Mutti ist auch gar nicht recht gesund, seit Karlchens Geburt. Sie können sich denken, wie nöthig sie eine Erholung hat, sonst hätte Vater die theuere Reise doch wirklich nicht gemacht!"

„Die theuere Reise" — wie sie das sagte, so wichtig und ernsthaft, und die bekümmerte Miene dazu! Was würde sie für Augen machen, diese kleine, ahnungslose Lisa, wenn sie erst seine Frau war! In die elegantesten Modesalons würde er sie führen und ihr zierliches Persönchen in Seide und Pelz und Spitzen hüllen. Das Aschenputtelchen in dem altmodischen Leinenkleid mit dem unvermeidlichen Matrosenkragen würde sich in ein holdseliges Prinzeßchen wandeln.

Sie sagte: „Acht Wochen habe ich mich auf die Reise gefreut — es ist ja zu schön, so in die weite Welt zu fahren."

Er dachte: „Himmlich muß es sein, mit ihr zu reisen! Ihre Augen und ihre Seele erwachen zu sehen. Alles, alles werde ich ihr sein: Beschützer und Lehrer und Geliebter."

Er horchte Lisa aus, ob Berlin ihr gefalle, ob sie für immer dort leben möchte.

Sie sann nach, den Blondkopf auf der Seite, eine tiefe Falte zwischen den goldigen Brauen.

„Oh, wenn man viel Geld hat, muß es schön sein! Ich war zweimal dort, um Tante Lenchen in der Wirthschaft zu helfen. Aber sie wohnen mit so vielen, vielen Leuten in einem Hause, und weit und breit kein Baum, kein grünes Blatt! Aber Onkel Paul muß dort wohnen, weil er sein Geschäft dort hat, verstehen Sie?"

Gewiß, er verstand. Aber man konnte auch draußen wohnen, in einem Vorort, zwischen Bäumen und blühenden Gärten. Und man fuhr mit einem Auto in wenigen Minuten mitten ins Herz von Berlin. Und da waren elegante Cafés und bunte Läden — und Abends fuhr man in die Oper oder zu einem Balle, und überall wurde eine junge, schöne Frau bewundert und gefeiert.

Lisas helle Augen wurden immer größer, und sie las ihm die Worte förmlich von den Lippen.

Und dann war er doch abgereist, ohne das entscheidende Wort zu sprechen. Er hatte sich selbst eine Bedenkzeit gesetzt. Vier Wochen lang wollte er sich prüfen, und wenn ihm in dem alten Gleise, in seiner Berufsthätigkeit und seinem großstädtischen Verkehrskreis ihr Bild genau so hold und begehrenswerth erschien wie in dem idyllischen Dörfchen, zwischen Buchenwald und wogender See, dann wollte er ihrem Vater schreiben und sie für sich fordern.

Nun waren vierzehn Tage vergangen. Er kehrte von seinem Bureau zurück und schlenderte durch den Thiergarten nach seiner eleganten Garçonwohnung und baute Luftschlösser: wie er dann später nach Hause kommen würde, und seine süße, junge Frau sprang ihm entgegen — und Abends standen sie Arm in Arm auf dem Balkon und sahen den Mond über den Wipfeln des Grunewalds groß und feierlich emporsteigen.

Mechanisch schloß er die Wohnungsthür auf, hing Hut und Stock an den gewohnten Platz. Seine Wirthin kam aus ihrem Zimmer. „Herr Regierungsrath, eine junge Dame wartet auf Sie," sagte sie mit einem anzüglichen Lächeln. „Sie sagte, sie müsse Sie durchaus sprechen, und da ich wußte, daß Herr Regierungsrath bald kommen müßte" — —

Mit demonstrativer Eile zog sie sich zurück. Drei, vier Vermuthungen zuckten durch sein Hirn, nur sie, der noch eben all seine Gedanken gegolten, kam ihm nicht in den Sinn. Und doch saß sie auf seinem Sopha und sah ihm entgegen, halb ängstlich und halb schelmisch: „Nun, was sagen Sie zu der Ueberraschung?"

„Fräulein Lisa, wie unvorsichtig," rief er halblaut. Er suchte nach Worten — „wie können Sie denn zu mir kommen!"

„Oh, das ging sehr fein!" entgegnete sie mit harmlosem Lachen. „Wir sind auf der Heimreise. Die Eltern plaudern im Hotel mit Onkel Paul und Tante Lenchen, und ich habe die Erlaubnis bekommen, ein paar Besorgungen zu machen. Und da bin ich heimlich zu Ihnen — ich muß Sie sprechen!"

Er war noch immer ganz fassungslos. Es war so unwirklich, so ungeheuerlich! Das Mädchen, das er zu seiner Frau machen wollte, kam hinter dem Rücken der Eltern gegen Abend zu ihm in seine Wohnung und saß auf seinem Sopha und sah ihn mit großen Augen an, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt.

Und wie sah sie aus! Das blaue Wollkleidchen und die blaue Mütze dazu und das Kurierläschchen von Anno dazumal — einfach unmöglich! Und doch so unbeschreiblich süß und lieb! Er fragte, fast ohne es zu wissen: „Sie müssen mich sprechen?" —

„Ja, Herr Laßberg! Sie sind immer so gut zu mir gewesen — ich habe niemand, dem ich mich anvertrauen kann — ich weiß gar nicht, wie ich es sagen soll — aber es muß sein! — Ich brauche Geld!"

So, nun war es heraus. „Es ist sehr, sehr viel," sagte sie kummervoll und senkte schuldbewußt das Köpfchen. „Und ich weiß ja gar nicht, ob Sie mir eine so große Summe geben können und wollen! Aber ich schwöre Ihnen, ich schicke es Ihnen sofort zurück! Ich habe so viel Geld — zu Hause — auf der Sparkasse."

Er stand ganz still und sah auf sie hernieder.

Lisa schlang ihre kleinen, sonnverbrannten Hände ineinander. „Ich muß das Geld heute haben! Vielleicht kann ich es Ihnen schriftlich geben, daß ich es Ihnen sofort zurückerstatte. Ich meine einen Wechsel oder einen Schuldschein, oder wie man das nennt."

Noch immer starrte Laßberg auf ihr blondes Haupt hernieder, und ihm war, als stürze alles zusammen. Lisa, das Kind, seine kleine, weltfremde Blume, um die er schützend seine Arme hatte breiten wollen, damit kein Hauch der rauhen Wirklichkeit den Frieden ihrer Seele störte, die brauchte Geld — heimlich — sofort — eine große Summe!

Ach! Jetzt lachen können — und sie dann einfach in die Arme nehmen: „Komm', süßes Kind!"

Aber er konnte nicht lachen, er fragte nur leise: „Wieviel brauchen Sie?"

Sie hob den Kopf und sah ihn bittend an, mit einem kleinen, schüchternen Lächeln, so, als wollte sie sagen: Ich weiß ja, daß ich Schelte verdiene, aber mach' es nicht zu schlimm!

„Es ist sehr viel! — Zwanzig Mark! — Und Sie haben ein Recht, zu erfahren, wozu ich es brauche."

Sie spielte mit dem Griff ihres schrecklichen Täschchens, und während sich eine heiße Blutwelle über ihr Gesicht ergoß, grub sich ein weiches, zärtliches Lächeln um ihren Mund.

„Es ist für Fritz! Er muß das Geld morgen haben, sonst will der böse Mensch, der es ihm geborgt hat, an seinen Vater schreiben, und das darf nicht sein!"

Ihr rundes, glattes Kindergesicht wurde ganz frauenhaft und reif, als sie nun die Stimme senkte: „Fritz ist mein Freund — wir haben uns lieb — und wollen uns heirathen — später einmal — wenn er Oberlehrer ist! Fritz ist sehr klug. Er studiert Literatur und Geschichte. Vor zwei Jahren hat er das beste Abiturientenexamen gemacht — als einziger von elf vom Mündlichen befreit!"

Sie glühte vor Stolz und Eifer. „Seine Eltern haben gar kein Geld. Ein Vetter seiner Mutter gibt ihm etwas, glaube ich. Aber Fritz ist so tüchtig! Er gibt eine Menge Privatstunden und schreibt auch für eine Zeitung, damit er das theure Studium durchhalten kann. Und nun ist ihm so etwas passirt! Ich glaube, Doppelkopf heißt das schreckliche Spiel, worin er Geld verloren hat! Er hat es mir gleich gebeichtet. Und ich muß ihm doch helfen, nicht wahr? Ich bin doch die Nächste dazu!"

So! Der Traum war zu Ende! Da war Fritz! Der studierte seit zwei Jahren Literatur und Geschichte — war vielleicht zwanzig Jahre alt und arm wie eine Kirchenmaus. Aber sie hatte ihn lieb und wollte ihn heirathen! Später einmal! Und er würde weiter Privatstunden geben, und sie würde Pensionäre halten. —

Und vor ihr stand er, der reiche Regierungsrath Laßberg, der dielumworbene, der bereit war, ihr die Hände unter die Füße zu breiten.

„Fritz kennt Sie ganz genau aus meinen Briefen," sagte Lisa. „Er schrieb erst neulich, er möchte Sie sehr gern einmal kennen lernen. Sie müßten ein entzückender alter Herr sein!"

Laßberg ging zu seinem Schreibtisch und schloß auf. Er nahm aus einem Fach ein Couvert und wog es in der Hand und legte es wieder zurück! Nein, so ging das nicht!

„Wie ist denn die Adresse von Fritz?" fragte er. „Solchem tüchtigen, jungen Mann muß geholfen werden, besonders wenn ein gewisses, kleines Fräulein Lisa ihn lieb hat." Seine Stimme klang heiter, aber das Herz that ihm weh.

„Sie sind so gut!" flüsterte Lisa in innigem Tone.

Er wehrte ab. „Ich bin doch auch einmal jung gewesen, und Student war ich auch. — So, in Freiburg studiert der Fritz? Nun gut! Sie fahren jetzt schleunigst ins Hotel zu Ihren Eltern, und ich eile dann zur Post und schicke Freund Fritz ein rundes Sümmchen. Doppelkopf ist ein sehr hübsches Spiel, und dann soll er 'mal eine Zeitlang keine Privatstunden geben, sondern sein Ränzel schnüren und in den lieben, schönen Schwarzwald wandern!"

Der arme Laßberg sah es kommen, aber es ging so schnell, daß er es nicht mehr hindern konnte. Zwei junge, schmächtige Arme schlangen sich um seinen Hals, und dann fühlte er warme, unschuldige Kinderlippen auf seiner Wange.

Ganz sanft schob er sie von sich. „Wer wird denn weinen, kleine Lisa?"

„Ich habe Sie so lieb!" stammelte sie. — Da drohte die Besinnung ihn zu verlassen, eine einzige, furchtbare Sekunde lang. Ach! Sie in die Arme reißen, ihr Gesicht mit glühenden Küssen bedecken! Aber da war Fritz!

„Leben Sie wohl, kleine Lisa!"

Noch ein letztes Lächeln mit feuchten Wimpern, ein letztes Winken der kleinen Hand, und dann die liebe, geliebte, junge Stimme: „Leben Sie wohl, lieber, lieber — — Onkel Laßberg!"

Die Bevölkerungsfrage in Frankreich.

Von **Dr. Johannes Tschiedel.**

Für die Beurtheilung der allgemeinen Volksgesundheit, des Standes der Sittlichkeit und der nationalen Kraft ist die Geburtenstatistik eines der wichtigsten Hilfsmittel, wenn auch kein ganz ausschlaggebender Faktor. Denn man muß, um gerecht zu bleiben, die wirthschaftlichen Verhältnisse unbedingt heranziehen, will man eine erschöpfende Antwort auf die Frage nach dem Aufstieg oder Niedergang einer Rasse geben.

Jedermann weiß, daß in Frankreich die Geburtenzahl ständig zurückgeht, und zwar seit hundert Jahren. So lange besteht hier eine Bevölkerungsstatistik. Was aber die französischen Patrioten besonders beunruhigt, ist, daß dieser Rückgang ein immer beschleunigteres Tempo annimmt. Für 1913 wird das „Journal Officiel" erst in den nächsten Tagen die amtlichen Zahlen veröffentlichen. Aber man weiß schon heute, daß die Lebendgeburten für 1912 nur 745,539 oder 18.8 auf tausend Einwohner, das heißt 5112 weniger als 1912 betragen. Dagegen stehen 703,638 Todesfälle, das heißt 17.8 auf tausend Einwohner, so daß nur ein Geburtenüberschuß von 41,901 oder 1.0 auf tausend Einwohner übrigbleibt. So tief standen die Zahlen mit Ausnahme des Schreckensjahres 1911, wo auf 742,000 Geburten 776,000 Todesfälle kamen, noch niemals.

Das schlimmste ist, daß die Zahl der Eheschließungen, die 1913 nur 298,760 betrug, erheblich hinter den Zahlen der früheren Jahre zurückblieb. Als im Jahre 1907 die Verlobten, die über 30 Jahre alt waren, gesetzlich von der Verpflichtung befreit wurden, die Zustimmung der Eltern einzuholen, schnellten die Eheschließungen von 306,000 in 1906 auf 314,000 in 1907 und 316,000 in 1908 empor. Im Jahre 1912 waren sie freilich wieder auf 312,000 gefallen. Und gegen diese Zahl sind sie in 1913 nun um ganze 13,000 zurückgegangen. Offensichtlich ist dieser Rückgang zum großen Theil eine Folge der schlechten Wirthschaftslage im vergangenen Jahr. Aber dazu kommt noch eins: Die Eheschließenden des vergangenen Jahres gehören zum größten Theil zu den in der Periode 1886 bis 1890 Geborenen. Und in diesem Zeitraum wies die Geburtenstatistik einen Ausfall von jährlich 52,000 Geburten gegen das vorhergegangene Jahrfünft auf. Geradezu niederschmetternd aber ist, daß die letzten Jahre im Mittel gegen dieses besonders schlechte Jahrfünft noch einen weiteren jährlichen Geburtenrückgang von 137,000 aufweisen. Man darf da fragen, und französische Patrioten stoßen ängstlich diese Frage aus: Was soll da werden?

Wir wissen ja, und erst jüngst wies Geheimer Medizinalrath Dr. Krohne in einem interessanten Vortrag in der Deutschen Gesellschaft für Oeffentliche Gesundheitspflege in Berlin nachdrücklich darauf hin, daß auch in Deutschland ein Geburtenrückgang einsetzt. Aber infolge der geringen Sterblichkeit bleibt immer noch ein sehr starker Ueberschuß. Und auch in England zeigt sich dieselbe Erscheinung. Im Jahre 1911 betrug auf 1000 Einwohner die Geburtsrate 24.4, die Todesrate 14.6. Und in absoluten Zahlen gingen in England in dem Jahrzehnt 1903 bis 1912 die Geburten von 948,000 auf 872,000 zurück. Aber infolge der verhältnismäßig guten Ernährung des Volkes, namentlich mit Fleisch, ist die Todesrate niedrig. Und selbst die starke Auswanderung schädigt Englands Rassengesundheit und wirthschaftliche Lage kaum.

Dagegen ist Frankreich drauf und dran, an Entvölkerung zu leiden. Ein Land, das so groß ist wie Deutschland und infolge seiner Fruchtbarkeit mit Leichtigkeit 100 Millionen Menschen ernähren könnte, hat gerade etwas mehr als ein Drittel dieser Zahl. Und das vielleicht auch nur dank der halben Million Fremder, die in Frankreich wohnen, und ohne die seine Bevölkerung am Ende schon geschwunden wäre, wie am Abend die Sonne hinterm Berge. Die Jugend wandert, wenn sie ins Heer tritt, vom Lande aus und kommt nicht mehr zurück. Ganze weite Strecken in der Normandie und anderwärts haben kaum noch einen jungen Mann aufzuweisen. Und einmal in den Städten, namentlich in Paris, vermehren sie nur die Masse der schlecht ernährten Arbeiter, die den Mangel an Fleisch durch Alkohol ersetzen und so das erschreckend große Heer der Tuberkulösen vermehren. Mit der seit 1900 ständig wachsenden Fleischtheuerung ist besonders in Paris der Fleischkonsum sehr erheblich zurückgegangen. Und Kenner der Verhältnisse bringen mit dieser allgemeinen Unterernährung der Bevölkerung die Zunahme des Alkoholismus und der Tuberkulose in Verbindung und schieben ihr auch theilweise die Schuld an dem Geburtenrückgang zu, wenn auch allgemein zugegeben wird, daß die Hauptursache für den Geburtenrückgang auf freiwillige Entscheidung der Eltern zurückzuführen ist, die die heinahe unerträglich gewordenen wirthschaftlichen Lasten eines größeren Kindersegens nicht tragen wollen.

Die Schachmaschine.

Eine neue Erfindung, die — schon recht alt ist.

Senor Torres y Quevedo, Mitglied der spanischen Akademie der Wissenschaften hat eine Maschine erfunden, die großes Aufsehen erregt — wenigstens bei einigen amerikanischen Sonntagsblättern, die dieser Erfindung längere Berichte widmen. Senor Torres' Maschine ist ein Schachautomat, der nicht nur unbesiegbar ist, sondern auch jeden fehlerhaften Zug seines Gegners sofort monirt. In der That eine wunderbare Maschine, wenn es sich wirklich nur um eine Maschine handelt, was indessen vollkommen ausgeschlossen, weil eine denkende Maschine eine Unmöglichkeit ist. Es giebt so wenig denkende Menschen, daß man das selbständige Denken von einer Maschine schon gar nicht verlangen kann. Wir haben allerdings Maschinen, die wahre Wunder der Technik sind, die zu denken scheinen, aber auch nur scheinen — sie denken nur das nach, was ihnen der Erfinder vorgedacht hat und sie „denken" immer in derselben Weise.... maschinenmäßig. Aber eine Maschine, die selbständig Schach spielt, ein Spiel, das jedesmal anders ist, weil unzählige Variationen möglich sind, eine derartige Maschine ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Schachautomaten hat es schon viele gegeben; der berühmteste Automat war „King-fu", der mit Recht Sensation erregte, weil er Alles konnte und der bei einer Privatvorstellung am österreichischen Hofe „entlarvt" wurde. Zwei Erzherzöge „entdeckten", was sich jeder Mensch bei einigem Nachdenken hatte sagen können; sie entdeckten, daß in der Maschine ein Mensch verborgen war. Das verursachte damals in Wien eine große Sensation, außerhalb Wiens lächelte man freilich über die staunenswerthe Klugheit der beiden Erzherzöge und außerhalb Wiens bewunderte man nach wie vor den kunstvollen Automaten, an dem doch gerade die Thatsache bewundernswerth, daß ein Mensch darin verborgen war, so verborgen war, daß man ihn nicht bemerken konnte. Man durfte nämlich die Maschine ganz in der Nähe und von allen Seiten betrachten, man sah den kunstvoll gearbeiteten Mechanismus im Piedestal der Figur und glaubte durch das Gewirr der Drähte durchzublicken, während man durch geschickt angebrachte Spiegel getäuscht wurde. Die Bloßstellung des Tricks verdarb den Besitzern des Automaten allerdings das Geschäft, aber sie wurden dadurch auf eine noch einträglichere Bahn gedrängt. Der Mensch, der in dem King-fu steckte, mußte ungewöhnlich klein und doch geistig reif sein, und es hatten die Besitzer sich mehrere Zwerge beschafft, die abwechselnd in dem Automaten arbeiteten. King-fu's Herrschaft war zu Ende, aber die Zwerge waren noch da und mußten beschäftigt werden und die Direktoren kamen auf den Gedanken, ein Zwergentheater zu schaffen — die Direktoren waren die Rosenfelds, ihr Zwergentheater waren die Liliputaner, mit denen sie hier ein großes Vermögen verdienten. Von ihrem Automaten hatten sie angekündigt: „King-fu macht Alles" ..... er hat jedenfalls die Rosenfelds reich gemacht, direkt durch seine Erfolge, indirekt durch die Liliputaner.

Ein anderer, ganz ähnlicher Automat ist Ahib im Ebenmuseum, der eben auch nicht selbst denkt, sondern einen in ihm verborgenen Menschen für sich denken läßt; auch Ahib's Stärke war das Schachspiel und er spielte mit unfehlbarer Sicherheit; er schüttelte bei einem falschen Zuge langsam das würdige Haupt, nahm dann die Figur des Gegners und setzte sie auf das Feld, von dem sie gekommen.

Jeder wußte, daß ein Mensch seine Seele, sein Hirn diesem todten Automaten lieh, und keiner wußte, wo dieser Mensch eigentlich stak — und diese geschickte Täuschung, die staunenswerthe Leistung jenes im Verborgenen wirkenden Menschen, den kunstvollen Mechanismus, die originelle Idee, all das bewunderte man an dem Automaten. Man bewunderte auch die Leichtgläubigkeit der Leute, die eine denkende Maschine, die das Unmögliche für möglich hielten. Denkende, selbständig denkende Maschinen gab es nicht, giebt es nicht und wird es nie geben, auch der Schachautomat des Senor Torres y Quevedo ist keine Ausnahme von dieser Regel, wenn er auch kunstvoller als die früheren Maschinen gearbeitet sein sollte. Zum Denken gehört Gehirn und das kann man keiner Maschine verleihen.

Die Kapelle der Isolde entdeckt.

Die Forschung hat sich lange bemüht, die tragische Geschichte von Tristan und Isolde, deren Gedächtniß in Dichtung und Musik so lebendig unter uns fortlebt, an einen bestimmten Ort zu lokalisieren. Diese Aufgabe war besonders schwierig, da diese irische Sage den irischen Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts völlig aus der Erinnerung geschwunden war und man erst spät begonnen hat, die historischen Grundlagen der alten Legende in Irland aufzusuchen. Genaue Studien haben ergeben, daß der Ort, der heute noch am deutlichsten seine Beziehungen zu der schönen Königin offenbart, das irische Dorf Chapelizod ist, und in der protestantischen Kirche mit ihrem alten grauen Thurm wollte man sogar jene Kapelle erblicken, auf die Dr. Hammer in seiner Chronik Irlands 1571 hinweist, wenn er berichtet, „daß Marke, König von Cornwall, im Jahre 459 die schöne Isolde heirathete, die Isoldens Kapelle baute". Chapelizod empfing seinen Namen von dieser Kapelle Isoldens, aber die Kirche kann dieses Gotteshaus nicht sein, denn sie wurde erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaut.

Auch für die Identifizierung einer der andern um das Dorf herumliegenden Ruinen als Isoldens Kapelle gab es zunächst keine Anhaltspunkte, bis es nun W. A. Henderson gelungen ist, einen solchen zu entdecken. In den Dubliner Kirchenbüchern wird die Isolden-Kapelle im Jahre 1615 als Kirche mit einer Kanzel beschrieben, und eine solche läßt sich noch in einer alten zerstörten Kapelle feststellen, die nahe bei Palmerston, etwa 1½ Kilometer von dem heutigen Dorf Chapelizod entfernt, gegenüber von Knockmaroon liegt. In einer Abhandlung des Athenäum bringt Henderson eingehende Beweise dafür, daß dieses interessante Gotteshaus, das im dichten Grün in der Mitte des alten Kirchhofes steht, wirklich die Kapelle der berühmten Isolde ist. Alle geschichtlichen und topographischen Merkmale sprechen dafür. Wenn also ein moderner Verehrer der schönen Königin eine Erinnerungsstätte an ihr Leben, Lieben und Sterben aufsuchen will, dann kann er nunmehr nach dem stillen irischen Thal pilgern, um auf einem ebenso romantischen wie anmuthigen Erdenfleck ihrer zu gedenken.

Eine schlechte Ausrede ist oft besser als gar keine.